

Birgit Aschmann, Jan C. Behrends, Sönke Neitzel,
Christin Pschichholz (Hg.)

»When you catch one kill him slowly«

Militärische Gewaltkulturen von der Frühen Neuzeit
bis zum Zweiten Weltkrieg

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Die Veröffentlichung wurde gefördert aus dem Open-Access-Publikationsfonds der Humboldt-Universität zu Berlin.

Die zugrundeliegende Forschung wurde gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – 407133841.



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Der Text dieser Publikation wird unter der Lizenz Creative Commons Namensnennung 4.0 International (CC BY 4.0) veröffentlicht. Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>



Die in diesem Werk enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Quellenangabe/Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.

ISBN 978-3-593-51939-5 Print

ISBN 978-3-593-45871-7 E-Book (PDF)

DOI 10.12907/978-3-593-45871-7

Erschienen bei Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Copyright © 2024, Birgit Aschmann, Jan C. Behrends, Sönke Neitzel, Christin Pschichholz.

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH

Umschlagmotiv: Französische Karikatur zum Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 (»A notre tour, maintenant! Il faut en finir«; R. Derville, um 1870) © Deutsches Historisches Museum, Berlin

Satz: le-tex xerif

Gesetzt aus der Alegreya

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag (ID 15985–2104-1001).

Printed in Germany

www.campus.de

Von Ehre und Ängsten. Vorschläge zu einer integrierten Emotionsgeschichte illegitimer Gewalt in militärischen Gewaltkulturen

Birgit Aschmann und Kerstin Pahl

Der 7. Oktober 2023 und seine Folgen bedeuten in der Geschichte der Gewalt eine neue Eskalation. Nachdem Israel erst aus dem Gazastreifen mit Raketen beschossen worden war, überwandene hunderte Kämpfer der Hamas die Grenzabsperungen, die von israelischen Sicherheitskräften nur unzureichend verteidigt werden konnten. Die israelische Regierung hatte zuvor Truppen an die Grenze zum Westjordanland verlegt und selbst der Mossad hatte den Angriff der Hamas nicht vorhergesehen. So traf der Überfall die israelische Zivilbevölkerung wie auch das Militär vollkommen unvorbereitet.

Aber nicht die Tatsache als solche, sondern vielmehr die Art und Weise, mit der paramilitärische Einheiten Israel angriffen, erscheint als die eigentliche Grenzverletzung. In einer Orgie der Gewalt wurden in kurzer Zeit Männer, Frauen und Kinder massakriert und Geiseln mit in den Gazastreifen gezwungen. Die Hamaskämpfer begnügten sich nicht damit, rund 1100 Menschen zu ermorden, die meisten davon Bewohner grenznaher Kibbuzim und Besucher eines Musikfestivals. Vor deren Tod fügten sie ihnen unermessliches Leid zu, sie verstümmelten und vergewaltigten sie. Die Gewalt machte vor kleinsten Kindern nicht Halt, und richtete sich mit besonderer Bestialität gegen Frauen. Augenzeugen und Forensiker berichten von abgeschnittenen Brüsten und Genitalverletzungen nach Schüssen direkt in die Vagina.¹ Die Übergriffe waren offenbar gezielt darauf ausgelegt, den Opfern größte Demütigung und physischen Schmerz sowie ihren Angehörigen schlimmstes emotionales Leid zuzufügen.

¹ Jeffrey Gettleman/Anat Schwartz/Adam Sella, Screams Without Words. How Hamas Weaponized Sexual Violence on Oct. 7, in: *New York Times*, 28.12.2023; David Gritten, Israeli Report Says Hamas Sexual Violence »Systematic and Intentional«, in: *BBC*, 21.02.2024, <https://www.bbc.com/news/world-middle-east-68365284> [zuletzt abgerufen am 14.05.2024].

Als Reaktion ließ die israelische Regierung Truppen in den Gaza-Streifen mit dem erklärten Ziel einmarschieren, die Sicherheit des Landes durch eine vollständige Zerschlagung der Hamas wiederherzustellen. Schon weil die militärische Infrastruktur der Hamas in und unterhalb palästinensischer Siedlungen und Städte vermutet wurde, nahm das israelische Militär bei seinem Vormarsch die Zerstörung ziviler Infrastruktur, vor allem aber auch den Tod von Zivilisten billigend in Kauf. Zehntausende Palästinenser, Männer, Frauen und Kinder, sind seitdem gestorben. Unzählige mehr sind vor der militärischen Gewalt aus den nördlichen Gebieten des Gaza-Streifens in den Süden geflohen, wo sie sowohl wegen israelischer Bomben als auch wegen der sich zuspitzenden Versorgungskrise um ihr Leben fürchten müssen.

Die militärischen Konfrontationen wurden von Beginn an begleitet durch eine nationale und internationale Debatte darüber, was an dem jeweiligen Handeln »legitim« und was »illegitim« Gewalt sei.

Grundsätzlich ist das, was in einer Gesellschaft als »legitim« oder »illegitim« gilt, das Ergebnis kontinuierlicher gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse und damit Veränderungen unterworfen. Das unterscheidet die Bestimmungen der Legitimität von denen der Legalität. Die Kategorisierung von Gewalt als »illegitim« sagt deshalb oft weniger über die Gewalt selbst aus als über die Gesellschaft, die sich zu ihr positioniert. Dabei zeigt der Nahostkonflikt geradezu paradigmatisch, wie konfliktreich und auf wie vielen Ebenen Aushandlungen um »Illegitimität« und »Legitimität« ausgetragen werden. Spannungen ergeben sich nicht zuletzt durch Deutungs- bzw. Opferkonkurrenzen: Sind vor allem die Israelis oder die Palästinenser Opfer illegitimer Gewalt? Während die israelische Seite darauf verweist, Opfer eines illegitimen Terrorangriffs geworden zu sein, argumentieren pro-palästinensische Gruppen, der Angriff sei Teil eines legitimen Widerstands gegenüber dem israelischen »Apartheidregime« gewesen.² Dabei findet die Ohnmacht der Opfer Resonanzräume in oft viele Kilometer vom Tatort entfernten Gesellschaften. So sind in die aktuellen Auseinandersetzungen die

2 Siehe die Klage Südafrikas gegen Israel vor dem Internationalen Gerichtshof: Application of the Convention on the Prevention and Punishment of the Crime of Genocide in the Gaza Strip (South Africa v. Israel), <https://www.icj-cij.org/case/192> [zuletzt abgerufen am 14.05.2024]. Die Sonderberichterstatterin für die Palästinensischen Gebiete, Francesca Albanese, schrieb auf X, die Opfer des 7. Oktobers seien nicht aufgrund ihres Judentums ermordet worden, sondern als »Reaktion auf die Unterdrückung durch Israel«. Hamas October 7 Massacre a »Reaction to Israeli Oppression« – UN Official, in: *The Jerusalem Post*, 11.02.2024, <https://www.jpost.com/diaspora/antisemitism/article-786255> [zuletzt abgerufen am 14.05.2024].

globale Öffentlichkeit in Presse und auf der Straße, internationale Organisationen, der Internationale Gerichtshof sowie die Bildungs- und Kultureinrichtungen zahlreicher westlicher Staaten involviert. Unterstreichen die einen ihre Empathie mit den Jüdinnen und Juden, für die die Welt – und insbesondere Deutschland – nach dem Holocaust eine besondere Verantwortung trage, leiden die anderen mit den Palästinensern, die sie für die Opfer eines neuen Genozids halten.

Bemerkenswert an der Auseinandersetzung ist das ausgesprochen hohe Maß an Emotionalität. Tatsächlich spielen Emotionen eine zentrale Rolle – bei der Ausübung, dem Erleiden und dem Deuten von Gewalt. Täter müssen ihre emotionalen Hemmschwellen überwinden. Aggression, Wut, Anspannung, aber auch Begeisterung oder Rausch sind emotionale Begleiterscheinungen der Tat. Opfer erleben Schmerzen und fühlen Scham, Angst oder Panik. Angehörige zittern um Familienmitglieder; Menschen trauern um Freunde oder Nachbarn. Täter setzen oftmals auf genau diese Wirkung von Emotionen. Wie sehr Emotionen als Gewaltmittel eingesetzt werden können, beklagte unlängst der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj nach dem womöglich provozierten Abschuss eines Flugzeugs mit ukrainischen Kriegsgefangenen: Russland spiele nicht nur mit dem Leben der Kriegsgefangenen, sondern auch »mit den Gefühlen ihrer Angehörigen und mit den Emotionen unserer Gesellschaft«.³

Der Historiker Philip Dwyer bezeichnet mit »physischen und emotionalen Gewalthandlungen«⁴ genau diese Bandbreite an emotionalen Wirkungen von sensorisch-biologisch kurzen Schmerzeffekten über Manipulation und Provokation emotionalen Leids bis hin zu psychischen Langzeitfolgen. Emotionen, die sonst oft flüchtig sind, können in solchen Extremkonstellationen den Charakter langer Strukturen annehmen: In besonders gravierenden Fällen werden sie als Traumata vererbt und können bis in die folgenden Generationen nachwirken.⁵

Die DFG-Forschungsgruppe »Militärische Gewaltkulturen« geht gemäß ihrem der ersten Phase zugrunde liegenden Antrag davon aus, dass sich Gewaltkulturen aus »Gedanken, Reden und Handlungen« zusammensetzen.

3 Vgl. Ukraine zieht Moskaus Version in Zweifel, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 26.01.2024, S. 1.

4 Philip Dwyer, *Violence. A Very Short Introduction*, Oxford 2022, S. 108.

5 Hartmut Radehold/Werner Bohleber/Jürgen Zinnecker (Hrsg.), *Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen*, München 2008; Gabriele Schwab, *Haunting Legacies. Violent Histories and Transgenerational Trauma*, New York City 2010.

Doch ohne die Berücksichtigung von Emotionen sind weder Gewaltkulturen noch Gewaltakte zu verstehen. Aufgrund der fundamentalen Bedeutung von Emotionen bei exzessiven Gewaltakten ist es unabdingbar, ihre Analyse in die Forschungen zu illegitimer Gewalt zu integrieren und nach dem Ausmaß, den Funktionen und der Bedeutung von Emotionen in militärischen Gewaltkulturen zu fragen. Emotionsgeschichtliche Perspektiven in die Gewaltforschung stärker zu integrieren, kann dazu beitragen, die Genese und Mechanismen dieser Form von Gewalt, jenes Bereichs »undurchdringlicher Dunkelheit«⁶, besser zu verstehen.

Die Forschungsliteratur zu diesem Thema stützt sich dabei größtenteils auf soziologische sowie psychologische Expertise. Historiker:innen dagegen haben bislang weniger zur theoretischen Klärung der Zusammenhänge beigetragen. Dabei unterscheiden sich soziologische, psychologische und historiographische Ansätze grundsätzlich: Geht die Psychologie eher von (nach langen Phasen der Evolution) stets gleichbleibenden, quasi gesetzmäßigen emotionalen Reaktionen der Individuen aus, konzentrieren sich soziologische Ansätze auf die Herausarbeitung von gesellschaftlichen Interaktionsmustern, deren Regelmäßigkeit sie betonen. Historiker:innen hingegen nehmen zumeist verschiedene Gewaltereignisse, das heißt einzelne Sequenzen oder Szenarien in eher begrenzten Zeitabschnitten in den Blick, deren Verläufe auf der Basis dichter Beschreibung rekonstruiert werden. Auf diese Weise werden situationsbedingte Unterschiede betont und allgemeine (oder verallgemeinernde) Narrative vermieden. Derartige Meisternarrative wurden daher zumeist von Nicht-Historikern entwickelt.

Im Folgenden sollen diese verschiedenen Ansätze insofern zusammengebracht werden, indem erstens ältere Meisternarrative über die Entwicklung von Gewalt und Emotionen referiert werden, bevor zweitens aufgezeigt wird, wie eine integrierte Emotionsgeschichte der Gewalt aussehen könnte. Drittens sollen diese Vorschläge am Beispiel des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 konkretisiert werden.

⁶ Jacques Sémelin, Elemente einer Grammatik des Massakers, in: *Mittelweg* 36, 15/6 (2006), S. 18–40, hier S. 40.

1. Meisternarrative zur Gewalt und die Rolle der Emotion

Das Massaker vom 7. Oktober 2023 ließ vollkommen unstrittig eine Überzeugung weiter erodieren: die frühere Annahme einer in der Moderne rückläufigen Präsenz von physischer Gewalt. Im Jahr 2011 hatte der amerikanische Evolutionspsychologe Steven Pinker eine Publikation über »The Better Angels of Our Nature« vorgelegt und – gemäß Untertitel – Antworten auf die Frage versprochen »Why Violence Declined.«⁷ Dabei schloss er an die Thesen des Soziologen Norbert Elias an, der in der Menschheit einen »Prozess der Zivilisation«⁸ beobachtet zu haben glaubte, der nicht zuletzt durch eine wachsende Affektkontrolle, beziehungsweise Einhegung der »Angriffslust«, bedingt gewesen sei. Der Rückgang an Gewalt, so nun auch Pinker, sei zu erklären durch eine Abnahme ungezügelter Emotionen zugunsten einer wachsenden Relevanz von Rationalität.⁹

Die Philosophin Hannah Arendt und der polnisch-britische Soziologe Zygmunt Bauman hatten nach den Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges und des Holocausts ohnehin eine andere Meistererzählung vertreten.¹⁰ Anders als Evolutionspsychologen, die davon ausgingen, dass der Mensch weitgehend unterschiedslos im Laufe der Zeiten zu Verhaltensweisen der Gewalt geneigt habe, weshalb gar keine signifikante Entwicklung zu erkennen sei, gingen Arendt und Bauman davon aus, dass der Mensch gerade in der Moderne – also seit dem Ende des 18. Jahrhunderts – zu neuen, intensiveren Formen der Gewalt gefunden habe. Allerdings sahen sie die Ursache nicht in einem Zuviel an Emotionen, sondern gerade im Siegeszug

7 Steven Pinker, *The Better Angels of Our Nature. Why Violence Has Declined*, New York City 2011. Dagegen vgl. Philip G. Dwyer/Mark Micale (Hrsg.), *The Darker Angels of Our Nature. Refuting the Pinker Theory of History and Violence*, London 2021. Ähnlich Richard Bessel, *Violence. A Modern Obsession*, London 2015.

8 Norbert Elias, *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, Bd. 1 und 2, 20. Aufl., Frankfurt a. M. 1997 [1939].

9 Elias hatte, im Unterschied zu Pinker, keine grundsätzliche Abnahme der Gewalt in der Moderne diagnostiziert, sondern die These aufgestellt, es habe eine Verlagerung der »Angriffslust« stattgefunden: von der vormals eher alltäglichen auf die interpersonalen, die staatliche. Elias, *Prozess der Zivilisation*, S. 81–82 und 356–376, insbesondere 371–372.

10 Vgl. Hannah Arendt, *Über das Böse. Eine Vorlesung über Fragen der Ethik*, 3. Aufl., München 2009; Zygmunt Bauman, *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*, Frankfurt a. M. 1996. Analog Götz Aly/Susanne Heim, *Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung*, Hamburg 1991.

der Aufklärung, deren Dialektik auch Theodor Adorno und Max Horkheimer beschworen hatten.¹¹

Bauman ist seinerseits vorgeworfen worden, die Vormoderne zu verharmlosen. So betonten Historiker:innen gerade die Brutalität vormoderner Gewaltrituale, die alltäglich vor aller Augen öffentlich inszeniert worden waren.¹² Doch auch die Annahme einer Entwicklung zu einer rational-administrativen Grausamkeit, die im abgebrüht-bürokratischen Tötungsgeschäft des Holocaust gipfelte, wird nicht zuletzt durch die Massaker des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts infrage gestellt. Der Völkermord in Kambodscha in den 1970er Jahren oder die Ermordung von rund 800.000 Tutsi in Ruanda im Jahre 1994 waren keine Tötungsakte auf große Distanz oder durch administratives Räderwerk, sondern erfolgten *face to face* – ebenso wie das Massaker an Jüdinnen und Juden vom 7. Oktober 2023.

So überzeugt heute am ehesten jene kompromisshafte These, wonach der Mensch zwar eine Disposition zur Gewalt als anthropologische Konstante in sich trage, aber keineswegs immer zu Gewalt neige.¹³ Dementsprechend ist es von spezifischen Konstellationen abhängig, ob Menschen gewalttätig beziehungsweise extrem gewalttätig werden.

Dabei sind sich Wissenschaftler:innen nicht darüber einig, wie hoch der emotionale Aufwand in der Regel ist, um die Schwelle zur Gewalt zu überschreiten. Der Historiker Jörg Baberowski glaubt nicht nur, dass »Gewalt zur Grundausrüstung der menschlichen Gattung« gehöre. Vor allem ist er überzeugt von der »Leichtigkeit, mit der Menschen die Schwelle überschreiten«.¹⁴ Gewalt sei eine attraktive Handlungsoption, wenn sie dem Menschen zur Verfügung stehe.¹⁵ Der Soziologe Randall Collins hingegen hält diese »Gelegenheitstheorie«, wonach Menschen gewalttätig würden, wenn keine Autorität dies verhindere, für unzulänglich. Sie gehe fälschlicherweise davon aus, dass Gewalt leicht falle. Aufgrund seiner Analysen sieht er hingegen genug

11 Max Horkheimer/Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*, Berlin 2022 [Frankfurt a. M. 1947].

12 Vgl. Natalie Zemon Davies, *Humanismus, Narrenherrschaft und die Riten der Gewalt. Gesellschaft und Kultur im frühneuzeitlichen Frankreich*, Frankfurt a. M. 1987; Erica Charters/Marie Houlemare/Peter H. Wilson (Hrsg.), *A Global History of Early Modern Violence*, Manchester 2020; Stuart Carroll, *Enmity and Violence in Early Modern Europe*, Cambridge 2023.

13 Dwyer, *Violence*, S. 6.

14 Jörg Baberowski, Gewalt verstehen, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 5 (2008), S. 5–17, hier S. 5 f.

15 Ebd., S. 10.

Beweise dafür, »dass Gewalt im Gegenteil schwer fällt«. ¹⁶ Um die durchaus hohe Hemmschwelle zu überschreiten, bedürfe es »emotionaler Energie«, die aus einer Transformation emotionaler Anspannung gewonnen werden könne. ¹⁷ Emotionen spielen daher im Konzept von Collins eine fundamentale Rolle. Rationalisierungen, die in sozialen Faktoren wie Armut oder familiärer Vernachlässigung nach Erklärungen für Gewalteskalationen suchen, hält Collins ebensowenig für weiterführend wie Baberowski. Beide halten dies für retrospektive Sinnstiftungsversuche, die für die eigentliche Gewaltdynamik nicht zentral seien. ¹⁸ Übereinstimmend weisen beide vielmehr auf die zentrale Bedeutung von Emotionen hin: Eine Gewaltforschung, so Baberowski, die »die Emotion und den Körper ausblendet«, verfehle ihr Ziel. ¹⁹

Unklar bleibt dabei allerdings, wie eine emotionssensible Gewalthistoriographie aussehen könnte. In Baberowskis Publikationen wird dies nicht näher ausgeführt. Beide Autoren sind sich darüber hinaus einig, dass der Schlüssel zum Verständnis der Gewalt in der dichten Beschreibung und Analyse der konkreten Gewaltsituation liegt. Doch so prominent sie diesen situationistischen Ansatz auch vertreten, so räumen sie letztlich doch ein, dass die Gewalthatlung in einen weiteren Kontext eingeordnet werden müsse. Nur wer das kulturelle Regelwerk um die Aktion herum verstehe, könne – so Baberowski – ihre kommunikativen Funktionen begreifen. ²⁰ Collins verweist darauf, dass es zwar bestimmte Gewaltformen gebe, in denen eine emotionale Eigendynamik unabhängig von kulturellen Kontexten greife. Aber es gebe Kriegsgräuel, die nur unter Berücksichtigung von »Institutionen und Makrohierarchien« zu verstehen seien. ²¹ Selbst in die als »Tunnel« beschriebene Eigendynamik der extremen Gewaltsituation der »Vorwärts-panik« (siehe weiter unten) führen laut Collins »lange und kurze Wege«. ²² Diese langen und kurzen Wege gilt es auch bei emotionsgeschichtlichen Zugängen zur Gewalt in Rechnung zu stellen.

16 Randall Collins, *Dynamik der Gewalt. Eine mikrosoziologische Theorie*, Hamburg 2011, S. 36–38.

17 Ebd., S. 35.

18 Vgl. ebd., S. 507.

19 Baberowski, *Gewalt verstehen*, S. 12.

20 Ebd., S. 13 f.

21 Collins, *Dynamik*, S. 154; dazu zählt Collins auch ethnische Konflikte, die in einem mehrstufigen Drama verliefen, das nur bei Kenntnis des Kontextes zu verstehen sei, vgl. ebd., S. 178.

22 Ebd., S. 545.

2. Eine integrierte Emotionsgeschichte der Gewalt

Ohne Kontext ist Gewalt kaum zu erklären: »context is everything«, so Philip Dwyer.²³ Dabei ist allerdings strittig, welche Dimensionen diese Kontextanalyse erfassen soll. Vor allem Soziologen haben Auseinandersetzungen darüber geführt, ob die Gewaltgeschichte eher auf einer Makro- oder Mikroebene oder als Prozess erzählt werden müsse.²⁴ Viel plausibler erscheint es hingegen, dass Erklärungsmodelle je nach »langen oder kurzen Wegen« jeweils unterschiedliche Schwerpunkte der Analyse benötigen, dass aber grundsätzlich sowohl Makro- und Meso- als auch Mikroebenen zu berücksichtigen sind, in denen sich nicht zuletzt Prozesse beschreiben lassen. Auf allen Ebenen spielen Emotionen eine zentrale Rolle. Diese verschiedenen Dimensionen in Rechnung zu stellen, gehört zu dem, was hier unter einer integrierten Emotionsgeschichte der Gewalt verstanden werden soll.²⁵

Emotionshistoriker:innen haben für die in einer Zeit auf der Makroebene vorherrschenden Gefühlsnormen Begriffe wie »Emotionologie« oder »emotionale Regime« geprägt.²⁶ Deren Übertragung in konkrete Handlungs- und Fühlhinweisungen (der Mesoebene) lässt sich durch die »Gefühlsregeln« (»*feeling rules*«) fassen, während sich auf der individuellen, der Mikroebene, »Emotionsarbeit« (»*emotion work*«) vollzieht: die Umsetzung der »Gefühlsregeln« in konkretes Handeln.²⁷ Die Ebenen sind dabei weder scharf getrennt noch werden Normen unverändert implementiert. Bei der Entwicklung von gruppenspezifischen Emotionskulturen handelt es sich um langfristige Aushandlungsprozesse, in denen sich Regeln und gelebte Praxis gegenseitig beeinflussen und verändern.

23 Dwyer, *Violence*, S. 103.

24 Vgl. das Kapitel »Mikro, Makro, Migräne«, in: Thomas Hoebel/Wolfgang Knöbl, *Gewalt erklären! Plädoyer für eine entdeckende Prozesssoziologie*, Hamburg 2019, S. 131–143.

25 Dabei sollen im Folgenden – abweichend von der Strukturierung der Ebenen im ersten Antrag der Forschungsgruppe – unter der »Mikroebene« beide Aspekte zusammengefasst werden, die im Antrag in »mikro-soziologischer« und »situationistischer« Zugang differenziert werden. Da die Analyse von Collins durchaus Kontextfaktoren der konkreten Situation erfasst, erscheint uns dieser hier verfolgte Zugang sehr viel sinnvoller. Eine Prozessanalyse ohne Kontextberücksichtigung ist nicht möglich.

26 Peter N. Stearns/Carol Z. Stearns, *Emotionology. Clarifying the History of Emotions and Emotional Standards*, in: *The American Historical Review* 90 (1985), S. 813–836; William M. Reddy, *The Navigation of Feeling. A Framework for the History of Emotions*, Cambridge 2001, S. 129.

27 Arlie Russell Hochschild, *The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling*, Berkeley 2012 [1983], S. 56–75.

2.1 Die Makroebene: Emotionale Epochensignaturen

Emotionsgeschichtliche Ansätze können zunächst auf der Makroebene nach den emotionalen Signaturen der jeweiligen Zeit fragen.²⁸ Diese prägen die Einstellungen gegenüber Emotionen im Allgemeinen und mit Blick auf spezifische Gefühle im Besonderen. Mit Recht geht die Forschungsgruppe »Militärische Gewaltkulturen« davon aus, dass die Gewaltkulturen einer Gesellschaft nicht identisch sind mit den Gewaltkulturen im Militär. Ebenso wenig sind die »emotionalen Signaturen« der Zeit unterschiedslos auf die emotionalen Konjunkturen innerhalb militärischer Einheiten zu übertragen. Gleichwohl wäre es ebenfalls falsch, die Zusammenhänge zwischen den übergreifenden Signaturen und den Emotionsstilen im Militär außer Acht zu lassen. Schließlich, so die These aus der Perspektive der Emotionsgeschichte, können emotionale Signaturen durch die Ausprägung von mehr oder minder verbindlichen emotionalen Regimen mit je eigenen »Gefühlsregeln« konkrete emotionale Verhaltensweisen in Konflikt- beziehungsweise Gewaltsituationen begünstigen.

Grundsätzlich lassen sich emotional eher »heiße« von »kalten« Zeiten unterscheiden. In ersteren werden Leidenschaften besonders geschätzt, in letzteren wird hingegen ein zurückhaltendes Emotionsmanagement präferiert. Bedingt durch wechselseitige Rückkoppelungsprozesse gehören Kriegs- und Revolutionsjahre zu den »heißen« Zeiten. Welche prominente Rolle Emotionen im Revolutionsgeschehen spielen, ist von Historikern lange nicht hinreichend wahrgenommen worden. Die jüngste Publikation von Christopher Clark zur Revolution 1848 rückt die Gefühle hingegen berechtigterweise in den Vordergrund. Zugleich tritt in Clarks Buch auch die Gewalt der Revolutionsjahre in besonderer Weise hervor. Obwohl die Interdependenz zwischen Gewalt und Emotionen hier nicht systematisch untersucht wird, ist der Zusammenhang doch evident.²⁹

Auch die Revolutionskriege beziehungsweise die antinapoleonischen Kriege zu Beginn des 19. Jahrhunderts brachten erhebliche Emotionalisierungsprozesse mit sich. Diese wurden durch die einsetzenden Fundamentalprozesse forciert, die die Moderne prägen sollten: Zwar strebten auf

28 Zu den Signaturen der Zeit vgl. u.a. Ute Frevert, *Gefühle um 1800. Begriffe und Signaturen*, in: *Kleist-Jahrbuch 2008/09*, Stuttgart 2009, S. 47–62.

29 Christopher Clark, *Frühling der Revolution. Europa 1848/49 und der Kampf für eine neue Welt*, Berlin 2023.

der einen Seite Aufklärungsdiskurse beziehungsweise die Erklärung von Menschen- und Bürgerrechten nach allgemeiner sozialer Befriedung, doch gewannen auf der anderen Seite die während und nach der Französischen Revolution ausgebrochenen Kriege durch Ideologisierung und Nationalisierung an militärischer Unerbittlichkeit und emotionaler Wucht. Die Gräueltaten des *Terreur* oder die Kriegsverbrechen in der Vendée illustrieren, welche Züge eine Kriegsführung annehmen konnte, wenn Brutalitäten durch ideologisch-religiöse Überzeugungen für legitim gehalten wurden. Auch die Auslöschung des nationalen Gegners wurde zumindest in der Propaganda offen eingefordert.

Die Kriegsrhetorik preußischer Poeten und Publizisten ist ein Paradebeispiel für die Versuche, durch die Verbreitung manichäischer Bilder patriotische und antifranzösische Emotionen zu schüren. Intellektuelle wie Ernst Moritz Arndt, Theodor Körner oder Heinrich von Kleist mühten sich nach Kräften, nationale Leidenschaften zu entfachen, indem sie Liebe zum Vaterland und Hass auf Frankreich predigten.³⁰ Die nationalen Superioritätsvorstellungen, an deren Verbreitung auch Friedrich Schiller beteiligt war, trugen dazu bei, langfristige Deutungsfolien zu etablieren, die die eigene nationale Gruppe als höher- und die der Gegner – in diesem Fall die Franzosen – als minderwertig erscheinen ließen. Dabei zeigte sich eine nachhaltige Wirkmächtigkeit erst mit signifikanter zeitlicher Verspätung, als nationale Gesänge – forciert durch die Spannungen der Rheinkrise 1840 – in der zweiten Jahrhunderthälfte ins kollektive Gedächtnis ganzer Generationen übergingen.

Vorerst aber hatte die nationale Agitation kaum Einfluss auf die konkrete Kriegsführung der deutschen Armeen in den antinapoleonischen Kriegen. Schließlich konnte den Monarchen und den ihnen ergebenen Militärs nicht an einer Loyalitätsverschiebung vom König auf die Nation gelegen sein. Entsprechend wurden die Weichen auf dem Wiener Kongress und in der Restaurationszeit zugunsten einer Einhegung der nationalen Dynamik gestellt. Gerade die Zeiten nach Revolutionen und Kriegen mit ihren emotionalen Überreizungen stellen regelmäßig Phasen der Ernüchterung und emotionalen Abkühlung dar. Das galt für die Restaurationszeit ebenso

30 Karen Hagemann, Aus Liebe zum Vaterland. Liebe und Hass im frühen deutschen Nationalismus, in: Birgit Aschmann (Hrsg.), *Gefühl und Kalkül. Der Einfluss von Emotionen auf die Politik des 19. und 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 2005, S. 101–123.

wie für die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, in der Helmut Lethen seine »Verhaltenslehren der Kälte«³¹ verortete.

Das »kurze 19. Jahrhundert«, welches nach den napoleonischen Kriegen beginnt und vor dem Ersten Weltkrieg endet, kann insgesamt als emotional eher eingehegt gelten. Nach den Gewaltexzessen der Französischen Revolution, für die nicht zuletzt das Übermaß an Leidenschaften verantwortlich gemacht wurde, reagierten die europäischen Gesellschaften mit einer Emotionserziehung der Mäßigung. Gerade für Männer galt im 19. Jahrhundert der Habitus des rationalen Bürgers, der seine Gefühle im Griff hatte, als anzustrebendes Ideal. Nicht nur in Frankreich oder Deutschland: In Großbritannien entwickelte sich das Ideal der *stiff upper lip*, auch bekannt als *Victorian* oder *Edwardian Stoicism*, die Kunst der Zügelung, Selbstbeherrschung, *Contenance*.³²

Zum entscheidenden Gefühlskomplex, der sowohl der Einhegung als auch der Kanalisierung von Gewalt zugute kam, wurde das Konzept der Ehre, die zur Leitemotion des (europäischen) 19. Jahrhunderts avancierte.³³ Das hatte in wechselseitigen Rückkoppelungsschleifen Auswirkungen auf die Kriegführung. Für das 19. Jahrhundert spricht der Historiker Dieter Langewiesche von dem europäischen »Sonderweg des gehegten Krieges«.³⁴ Dass Langewiesche, der sich lange mit Militärkulturen beschäftigt hat, zu diesem Urteil kommt, dürfte zum einen daran liegen, dass die Ereignisse auf der Iberischen Halbinsel massiv unterschätzt wurden.³⁵ Aber zum anderen auch daran, dass während der deutschen und italienischen Einigungskriege nicht nur das Ausmaß illegitimer Gewalt vergleichsweise begrenzt blieb, sondern auch das der polarisierenden Leidenschaften. Beides war eng miteinander verknüpft. Entscheidend für die Wirkmächtigkeit emotionaler Epochensignaturen auf die militärischen Gewaltdynamiken in dieser Zeit

31 Helmut Lethen, *Verhaltenslehren der Kälte. Lebensweisen zwischen den Kriegen*, Frankfurt a. M. 1994. Vgl. zur Abkühlung von Siegesrausch und Ruhmesfeier die Einführung der Schweigeminute in Großbritannien um 1919 bei Karsten Lichau, »A complete suspension of all our normal activities«. Praktiken des Nicht/Handelns in der Schweigeminute, in: Theo Jung (Hrsg.), *Zwischen Handeln und Nichthandeln. Unterlassungspraktiken in der europäischen Moderne*, Frankfurt a. M. 2019, S. 250–290.

32 Thomas Dixon, *Weeping Britannia. Portrait of a Nation in Tears*, Oxford 2015, S. 183–246.

33 Birgit Aschmann, »Das Zeitalter des Gefühls? Zur Relevanz von Emotionen im 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2019, S. 83–118, hier S. 98.

34 Dieter Langewiesche, *Der gewaltsame Lehrer. Europas Kriege in der Moderne*, München 2019, S. 12.

35 Dazu das Forschungsprojekt zur Gewalt in den Karlistenkriegen, das von Birgit Aschmann für die zweite Antragsphase der Forschungsgruppe eingereicht wird.

bleibt die Frage, welche Resonanzen diese emotionalen Makrostrukturen im Militär fanden.

2.2 Die Mesoebene: Ehre als Leitkonzept militärischer Organisationskultur

Die innerhalb der militärischen Einheiten gepflegten Emotionen können als Mesoebene einer emotionsgeschichtlichen Untersuchung betrachtet werden. Hier entwickeln sich die gruppenspezifischen Kulturen militärischer Gewalt. Dabei zeichnet sich diese Mesoebene nicht nur durch eine spezifische Organisationskultur aus, die zumeist bei der Analyse militärischer Gewaltkulturen im Vordergrund steht. Vielmehr stellen diese Einheiten auch eine Gefühlsgemeinschaft dar, deren emotionale Grammatik das Verhalten ihrer Mitglieder in maßgeblicher Weise prägt. Wer militärische Gewaltkulturen untersuchen will, sollte daher immer danach fragen, welche Emotionen allgemein im Militär der jeweils untersuchten Länder geschätzt, gepflegt und eingefordert wurden. Darüber hinaus lohnt es sich zu untersuchen, ob es in militärischen Untereinheiten jeweils spezifische Emotionsmuster gab, die eine eigene »*emotional community*«³⁶ mit eigenen emotionalen Stilen begründeten, oder ob sich womöglich gar emotionale Regime mit einem extrem hohen Erwartungsdruck an ein spezifisches emotionales Verhalten der Mitglieder etablierten.

Dabei kommt dieser mittleren Ebene schon deshalb zentrale Bedeutung zu, weil sie zwischen Makro- und Mikroebene eine Scharnierfunktion innehat. So sind die hier gepflegten Emotionen nicht zuletzt wegweisend für die Genese und den Verlauf konkreter Gewaltakte auf der Mikroebene, weil sie die Höhe der Hemmschwelle für die Anwendung von Gewalt regulieren können. Mit der Makroebene ist die Mesoebene dadurch verbunden, dass einige allgemeine emotionale Signaturen – durch Filterungs-, Selektions- und Verstärkungsprozesse – erheblich auf die Denk-, Fühl- und Verhaltensmuster des Militärs einwirkten. In besonderer Weise galt dies für das komplexe System der Ehre, das sich zusammensetzt aus sozialen Gesetzen einerseits und starken Gefühlen beziehungsweise einem rigiden Emotionsregime andererseits. Als ideales Instrument der Einhegung und Kanalisierung von Gewalt sowie der Mobilisierung, Solidarisierung und Verpflichtung von Soldaten aller Hierarchieebenen spielte und spielt Ehre innerhalb des Militärs traditio-

³⁶ Barbara Rosenwein, *Emotional Communities in the Early Middle Ages*, Ithaca 2007.

nell eine wichtige Rolle. Durch die übermäßige und missbräuchliche Verwendung des Konzepts im Nationalsozialismus ist die Ehre als Diskurs- und Orientierungsmuster in der Bundesrepublik in Misskredit geraten. Aber in anderen Ländern, nicht zuletzt aktuell in der Ukraine, spielt das Ehrkonzept nach wie vor eine große Rolle.³⁷

Für die Kriegführung im 19. Jahrhundert war das Ehrkonzept wegen der oben angeführten Funktionen von fundamentaler Bedeutung. Ihrer Funktion der Einhegung von Gewalt kam die Ehre dadurch nach, dass keineswegs alle Formen von Gewalt als »ehrenhaft« galten. Gerade maß- oder hemmungslose, von Leidenschaften getriebene Gewalthandlungen galten als unehrenhaft und damit unzulässig. Tatsächlich ist die Aushandlung von »illegitimen« Handlungen im Militär (nicht nur) des 19. Jahrhunderts weitgehend deckungsgleich mit dem, was als »unehrenhaft« angesehen wurde. De facto bot das Wissen von den Anforderungen an ein ehrenhaftes beziehungsweise unehrenhaftes Verhalten ein Regelkorsett, das wirksamer war als Rechtsvorschriften – und von diesen abweichen konnte. So verwies nicht zuletzt Georg Simmel auf das besondere Vermögen des Ehrdiskurses, das menschliche Verhalten zwischen den Systemen »Sittlichkeit« und »Recht« zu regulieren.³⁸

Praxeologisch wurde dieses Programm der Disziplinierung und Kanalisierung von Emotionen und Gewalt im Duell eingeübt und internalisiert. Das ging einher mit einem rigiden Emotionsregime: Auf Statusverletzungen galt es, mit starken Gefühlen zu reagieren, die zunächst in strikt regulierten Verhaltensformen zum Ausdruck gebracht und dann im Kampf maximal eingehegt werden sollten – wer im Duell vor Angst zuckte, hatte schon verloren. Entscheidend im Duell war nicht der Sieg, sondern die öffentlich dokumentierte Bereitschaft, entschlossen und unerschrocken der Ehre alle anderen emotionalen Empfindungen und materiellen Erwägungen unterzuord-

37 Erkennbar ist das nicht zuletzt am gegenwärtigen Heroenkult und Praktiken der Kriegerehrung sowohl in Russland als auch der Ukraine. Auch der Ruf »Ruhm der Ukraine« fällt in den Kontext nationaler Ehrakkumulation. Vgl. u. a. Konrad Schuller, Der Krieg in der Küche. Ausnahmezustand in Kiew, in: faz.net, 2.4.2022, <https://www.faz.net/aktuell/politik/ausland/ukraine-krieg-wie-drei-freundinnen-in-kiew-den-krieg-erleben-17927589.html> [zuletzt abgerufen am 14.05.2024]. Auch dürfte es kein Zufall sein, dass nach der »Zeitenwende« vom 24.02.2022 und den Bestrebungen, die Gesellschaft wehrfähiger zu machen, ein Ehrentag für Veteranen in der deutschen Politik eingeführt wurde, vgl. Peter Carstens: Dem Land gedient und nicht vergessen, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 31.01.2024, S. 3. <https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2024/kw17-de-veteranentag-993234> (zuletzt abgerufen am 05.07.2024).

38 Vgl. Georg Simmel, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Frankfurt a. M. 1992 [1908], S. 599.

nen – selbst das eigene Leben. Diese zunächst im europäischen Adel gepflegte Tradition übernahmen – ungeachtet der staatlichen Verbote, die die Duellpraxis sanktionierten – die bürgerlichen Schichten zahlreicher europäischer Staaten. Besonders häufig fanden Duelle bis ins späte 19. Jahrhundert im Deutschen Kaiserreich statt.³⁹ Die gegenüber Militärs lasche Sanktionspraxis zeigt, dass die Nützlichkeit, wenn nicht gar Notwendigkeit für diese soziale Gruppe allgemein anerkannt war. Duelle galten im 19. Jahrhundert als (vor allem mentale) Vorbereitung auf den Krieg – woraus sich Vorstellungen ableiten ließen, wie sich die preußisch-deutschen Hierarchien idealerweise Gewaltpraktiken im europäischen Krieg vorstellten: regelhaft, mit strikter emotionaler Disziplin und dadurch eingeebnet.⁴⁰

Dem Emotionsmanagement im Militär hatte stets die Aufmerksamkeit der Heerführer gegolten, schließlich hing die Effizienz der Armee nicht zuletzt davon ab. Doch die seit der Sattelzeit veränderte soziale Zusammensetzung des Heeres und neue Aufmarsch- und Angriffsstrategien erzwangen Veränderungen auch im Emotionsmanagement. Friedrich II., dessen Armee sich zur Hälfte aus nichtpreußischen Söldnern zusammensetzte, hatte angesichts zunehmender Disziplinlosigkeiten und Desertionen explizit auf die Furcht vor der Obrigkeit gesetzt. Er riet dazu, diese Angst als »Schmiermittel« zu nutzen. Der Soldat müsse »seine Offiziere mehr fürchten als alle Gefahren, denen man ihn aussetzt, andernfalls könnte niemand die Soldaten durch das Gewitter von 300 Kanonen, die ihnen entgegendonnern, zum Angriff führen.« Der »gute Wille« würde niemals den »einfachen Mann durch ähnliche Gefahren bringen; es muß die Furcht tun.«⁴¹ Doch die Furcht vor dem Vorgesetzten erwies sich für den Zusammenhalt der Truppe spätestens in dem Moment als unzureichend, in dem die revolutionäre französische Kampftechnik die herkömmliche lineare Schlachtordnung obsolet machte.⁴² In dem Maße, in dem die Kontrolle »von außen« nachließ, weil der Offizier seine Soldaten in aufgelöster Formation gar nicht effizient

39 Ute Frevert konnte in ihrer Habilitationsschrift zum Duell auf 2.111 Strafverfahren gegen Duellanten im späten Kaiserreich (1882–1912) verweisen, wobei von einer sehr viel höheren Dunkelziffer auszugehen ist, vgl. Ute Frevert, *Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*, München 1991, S. 15.

40 Zu näheren Belegen siehe Birgit Aschmann, *Preußens Ruhm und Deutschlands Ehre. Zum nationalen Ehrdiskurs im Vorfeld der preußisch-französischen Kriege des 19. Jahrhunderts*, München 2013.

41 Friedrich II., *Politisches Testament* (1768), in: *Die politischen Testamente der Hohenzollern*, bearb. von Richard Dietrich, Köln/Wien 1986, S. 462–697, hier S. 533.

42 Zur traditionellen Lineartaktik im preußischen Heer vgl. Bernhard R. Kroener, *Die Armeen Frankreichs und Preußens am Vorabend der Schlacht von Jena und Auerstedt*, in: Eckardt Opitz

kontrollieren konnte, war es ratsam, auf Motivationselemente »von innen« zu setzen. Mit der Implementierung von Wertesystemen in das Bewusstsein der Individuen gehörten diese Vorgänge zu den Subjektivierungsprozessen, die später die Moderne allgemein kennzeichneten. Für die Funktionstüchtigkeit des Militärs, für das gezielte Abrufen, aber auch das kontrollierte Einhegen von Gewalt war die allgemeine Akzeptanz des Ehrverständnisses fundamental. So wurden Ehre und Pflicht Leitkategorien nicht nur für die Bürger des 19. Jahrhunderts, sondern insbesondere für Offiziere und Soldaten, möglicherweise in besonderem Maße nach den revolutionären Entgrenzungen der Gewalt. So müsste darüber nachgedacht werden, ob nicht gerade der Umstand, dass die Ehre in der Französischen Revolution als Standeswert zusammen mit anderem aristokratischen Ballast entsorgt werden sollte, zur massiven Eskalation der Gewalt beigetragen hat, weshalb die postrevolutionären Heerführer umso mehr Interesse daran hatten, die Ehre auch als Element der Gewalteinhegung wieder stärker zu implementieren. An regellosen, ungehemmten und unlenkbaren Gewaltausbrüchen konnte im Militär kein Interesse bestehen.

In den preußischen Militärreformen nach der Niederlage bei Jena und Auerstedt 1806 wurde der Ehre eine erhebliche Bedeutung zugeschrieben. Um diese im Heer zu verankern, bedurfte es eines neuen (Selbst-)Bildes des Soldaten, welches wiederum eine andere Rekrutierung (mehr In- als Ausländer) und eine andere Behandlung (ohne entehrende Körperstrafen) erforderte. Nicht mehr die Angst vor den Vorgesetzten, sondern Patriotismus, beziehungsweise der Stolz auf »die Nation« sollte handlungsleitend sein. Unabhängig davon, dass die ursprünglichen Zielvorstellungen der Militärreformen durch die bald einsetzende Restauration ins Hintertreffen gerieten, kam es in mancherlei Hinsicht doch zu einem »Kulturwandel« im preußischen Militär, bei dem Ehrkonzepte eine zentrale Rolle spielten. Für den Soldatenalltag waren dabei weniger die Gefühle für Monarchie oder Nation relevant als vielmehr Zusammengehörigkeitsgefühle innerhalb der Einheit, der die Soldaten zugeteilt waren.

Dabei gilt es nach Georg Simmel als besonderes Spezifikum der Ehre, dass es ihr relativ leicht gelingt, den einzelnen Mitgliedern einer Gruppe die Verteidigung der Gruppenehre zum individuellen, nachgerade sakrosankten Anliegen zu machen. Hinzu kommen die insbesondere im Militär

(Hrsg.), *Gerhard von Scharnhorst. Vom Wesen und Wirken der preußischen Heeresreform*, Bremen 1998, S. 12–30.

gepflegten, verbindenden Solidaritätsgefühle der Kameradschaftlichkeit.⁴³ Diese Mechanismen dürften das Militär bis auf den heutigen Tag prägen. Das Ausmaß der Zugehörigkeit zur Einheit ist nicht zuletzt dadurch bestimmt, ob die hier dominanten Männlichkeitsvorstellungen geteilt werden: Anerkennung beziehungsweise »Ehre« wartet auf denjenigen, der nach den Vorstellungen der Gruppe als »echter Mann«, »echter Soldat« und »echter Kamerad« gilt. Was jeweils konkret darunter verstanden wird, ist abhängig von Aushandlungsprozessen innerhalb der Gruppe, die sich einerseits aus Zusammenhängen mit der Makroebene und andererseits aus der militärischen Tradition speisen. Randall Collins hebt den grundsätzlichen Wunsch der Menschen hervor, mit den Wertvorstellungen und Emotionen der Zeit in einem harmonischen »Rhythmus« zu sein. Für Soldaten ist es emotional zentral und physisch überlebenswichtig, sich im Einklang mit den unmittelbaren Kameraden, mit ihrer »*emotional community*« zu wissen. Der Ausschluss aus dieser Gruppe hat wiederum erhebliche Folgen für das Ansehen des Einzelnen: Die Gruppe etwa durch Flucht zu verraten, führt zur Stigmatisierung durch Verachtung.

Gerade in dieser Hinsicht erwies sich der im 19. Jahrhundert neu konturierte Ehrdiskurs innerhalb des Militärs als überaus effektiv – erkennbar allein an der dauerhaften Diskreditierung von Desertionen. Noch in den Kriegen des 20. Jahrhunderts trugen Ängste beziehungsweise physische Angstmanifestationen wie Zittern, Einnässen, Erbrechen oder Defäkation nicht dazu bei, das Ansehen des Soldaten unter den Kameraden zu mindern – sehr wohl aber Desertionen.⁴⁴

Dass diese Ängste eine zentrale Rolle spielen, verweist auf zahlreiche Diskrepanzen zwischen den Anforderungen der Ehre und den Erfahrungen im Krieg. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde an die Implementierung eines Ehrsystems in das preußische Heer die Erwartung geknüpft, dass dies Teil eines Zivilisierungsprozesses sei. Die zunehmende »Cultur der Nation«

43 Diese wurde eingehend im nationalsozialistischen Kontext untersucht, vgl. Thomas Kühne, *Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert*, Göttingen 2006; Felix Römer, *Kameraden. Die Wehrmacht von innen*, München 2012.

44 Collins, *Dynamik*, S. 70–73. Siehe außerdem Susanne Michl/Jan Plamper, Soldatische Angst im Ersten Weltkrieg. Die Karriere eines Gefühls in der Kriegspsychiatrie Deutschlands, Frankreichs und Russlands, in: *Geschichte und Gesellschaft* 35 (2009), S. 209–248.

stünde in unmittelbarem Zusammenhang damit, dass man »den Soldaten an Ehrgefühl gewöhnen«⁴⁵ werde.

2.3 Die Mikroebene: Ängste, Ressentiment und Rausch

Doch erst die in konkreten Situationen zu beobachtenden Gewaltexzesse können als Nagelprobe verstanden werden, inwieweit das Lenken situativer Emotionen und eher strukturell angelegter Werte und Ehrgefühle tatsächlich gelang oder eben scheiterte. Dafür ist es wichtig, die Mikroebene der unmittelbaren Gewaltaktivitäten zu analysieren.

Seit Jahrhunderten waren die Heerführer darauf bedacht, die Emotionen der Truppen so zu lenken, dass zwar eine hohe Kampfmotivation entstand, aber kein Kontrollverlust drohte. Gleichwohl kam es in verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Kriegsschauplätzen immer wieder zu plötzlichen Gewaltexzessen, die – gerade weil sie konträr zu den für das Militär im Grunde geltenden gesetzlichen, gewohnheitsmäßigen und sozialen Normen standen – als illegitim empfunden wurden. Wie es jeweils dazu kommen konnte, gehört zu den zentralen, letztlich immer noch ungelösten Fragen der das Militär betreffenden Gewaltforschung. Während Isabel Hull mit ihrer These vom deutschen Pfad der Gewalt auf Entwicklungen verwies, die letztlich zum Holocaust führten, tendieren Historiker und Soziologen mehrheitlich dazu, die Kontingenz derartiger Gewaltprozesse zu betonen.⁴⁶ Womöglich bietet ein emotionsgeschichtlicher Ansatz die Möglichkeit, beides miteinander zu verbinden – schließlich haben Emotionen sowohl eine Ereignis- als auch eine Strukturdimension. Sie spielen einerseits als sensorisch-psychische Ereignisse kurzer Dauer eine zentrale Rolle bei der situativen Gewaltdynamik, andererseits sind sie wirkmächtig bei der Ausprägung langfristiger Gefühls-, Wahrnehmungs- und Verhaltensmuster.

Aber lassen sich Emotionen jenseits einer Diskursgeschichte oder der normativen Ebene überhaupt fassen? Selbst wenn Historiker:innen sich nicht einer (historisch spezifischen) Verinnerlichung von Emotionalität verschreiben, sind sie auf textliche Quellen und damit auf eine sprachliche

45 V.P.H.: »Prüfung vernünftiger und unvernünftiger Urtheile über die Kriegskunst des vorigen Jahrhunderts«, in: *Minerva* 1807, Bd. 4, S. 455.

46 Vgl. Isabel V. Hull, *Absolute Destruction. Military Culture and the Practices of War in Imperial Germany*, Ithaca 2005; dagegen Baberowski, Gewalt erklären; Collins, *Dynamik*.

Verarbeitung und Reflexion von Gefühlen angewiesen.⁴⁷ Ego-Dokumente, sofern sie mit den Schreibkonventionen der Zeit, dem Produktionskontext, dem Zweck und der Textfunktion sowie der potenziellen Leserschaft abgeglichen werden, bleiben die bevorzugte Quelle – auch wenn sie das Risiko bergen, sich ohne Rückbindung an die Makroebene in einer individualisierten oder anekdotischen Emotionsgeschichte zu erschöpfen.⁴⁸ Pragmatische Ansätze, wie »emotions are what people say they are feeling«⁴⁹, und eine Konzentration auf Gefühlsregeln, -standards und -gemeinschaften versuchen daher, der Quellenproblematik zu begegnen, indem sie einerseits anerkennen, dass Emotionen an Individuen gebundene Phänomene sind und andererseits kontextuell (politisch, sozial, kulturell) geprägt sind. Während frühe Emotionshistoriker bezweifelten, dass Gefühle als Erfahrung historisch untersuchbar seien,⁵⁰ unterstreichen Ansätze der letzten zwei Jahrzehnte die Notwendigkeit, Äußerungen und Praktiken als Teil von Emotionen zu betrachten, selbst wenn weder Begriff noch Verhalten Emotionen komplett abbilden können.⁵¹

Historische Emotionsforschung versucht zu verstehen, »what it felt like to be *there, then*, according to the terms of historical actors themselves, and through a thorough reconstruction of the affective worlds in which people moved.«⁵² Eine solche Rekonstruktion bringt allerdings die Notwendigkeit mit sich, deutlich zu benennen, was Kontext, Norm oder Raum⁵³ ist, und wann von Emotionen gesprochen werden kann. Die Erfahrungsgeschichte mit ihrer Unterscheidung zwischen Erleben (dem konkreten Ereignis) und

47 Für eine Kritik der historischen Emotionsforschung als umetikettierte Diskursgeschichte, vgl. Rüdiger Schnell, *Histories of Emotions. Modern – Premodern*, Berlin 2021.

48 Katie Barclay/Sharon Crozier-De Rosa/Peter N. Stearns (Hrsg.), *Sources for the History of Emotions. A Guide*, London 2021.

49 Joanna Bourke, Foreword, in: Claire Langhamer/Lucy Noakes/Claudia Siebrecht (Hrsg.), *Total War. An Emotional History*, Oxford 2020, S. vii–xi, hier S. ix.

50 Stearns/Stearns, *Emotionology*, S. 823–825.

51 Reddy prägte (in Anlehnung an das semiotische »performative«) den Begriff »emotive«: eine Aussage, die Menschen über das eigene Gefühl treffen (»Ich habe Angst.«), dass dieses ausdrückt und präzisiert, es aber auch durch das Aussprechen performativ verstärken kann. Scheer argumentiert, dass Emotionen weniger ein auszudrückender Fakt sind, dass sie sich vielmehr in Handlungen selbst konstituieren (»doing emotions«), vgl. Monique Scheer, *Are Emotions a Kind of Practice (and Is That What Makes Them Have a History)? A Bourdieuan Approach to Understanding Emotion*, in: *History and Theory* 51 (2012), S. 193–220.

52 Rob Boddice, *A History of Feelings*, London 2019, S. 9.

53 Jan Slaby/Rainer Mühlhoff/Philipp Wüschner, *Affective Arrangements*, in: *Emotion Review* 11 (2019), S. 3–12.

Erfahrung (als verarbeitetes, vergangenes Erlebnis) ist für die Emotionsgeschichte hilfreich: Emotionen treten in den Quellen nicht als situative, im Moment entstandene Phänomene auf, sondern als nachträglich zu Konzepten verdichtete Affekte.⁵⁴

Wissenschaftler, die einen situationistischen Ansatz bei der Erklärung von Gewalt bevorzugen, raten zu einer dichten Beschreibung des unmittelbaren Gewaltkontextes. Die Rolle, die sie Emotionen in den von ihnen beobachteten Gewaltprozessen zuschreiben, hängt nicht zuletzt von ihrer Annahme ab, ob Gewalt auszuüben leicht sei oder schwerfalle. Baberowski, der von einer niedrigen Hemmschwelle ausgeht, postuliert, dass exzessive Gewaltakte nahezu emotionslos verrichtet werden können. Für Collins hingegen spielen Emotionen eine entscheidende Rolle bei der notwendigen Überwindung der evolutionär entwickelten großen Hemmnis vor der Ausübung von Gewalt.

Begünstigend für Gewaltausbrüche sind spezifische Kontextkonstellationen, die die Wahrscheinlichkeit der Eskalation erhöhen: die Abwesenheit von sanktionsbereiten Kontrollinstanzen, Verhaltensweisen, die als Provokation wahrgenommen werden, und asymmetrische Machtverhältnisse zwischen den Konfliktparteien.⁵⁵ Exzessive Gewalt manifestiert sich dann vorzugsweise in zwei prototypischen Dynamiken: Erstens kann sie als ressentimentgeleitete, vermeintlich notwendige Strafmaßnahme auftreten, die jenen Respekt erzwingen soll, von dem die Mächtigeren glauben, dass die Schwächeren ihn schuldig seien. In diesen Konstellationen sind situative Momente insofern mit der Makro- und Mesoebene verflochten, als gesellschaftliche Vorstellungen sowohl von der Gruppenehre als auch von Erziehungskonzepten das Verhalten beeinflussen. Die Züchtigung derjenigen, die sich der »richtigen« Ordnung beziehungsweise dem eigenen Herrschaftsanspruch widersetzen, wurde gegenüber Zivilisten in besetzten Territorien oder gegenüber Angehörigen von für minderwertig gehaltenen Bevölkerungsgruppen eben oftmals für legitim gehalten. So drohte etwa ein vergebliches Beharren auf einer submissiven Haltung der im Krieg Unterlegenen nicht nur den Status des Siegers zu gefährden. Es war eine Kränkung, die Schamgefühle auslöste und die gemäß den vorherrschenden Vorstellungen von Ehre nicht ohne Reaktion hingenommen werden konnte. Wie schnell eine drohende Beschämung Ressentiment und Wut auslösen und

54 Lisa Feldman Barrett, *How Emotions Are Made. The Secret Life of the Brain*, London 2017.

55 Vgl. Dwyer, *Violence*, S. 92.

dadurch zur Gewalteskalation führen kann, hat Matthias Häussler auch für die kolonialen Kriege in Deutsch-Südwestafrika nachgewiesen.⁵⁶ Stolz und Scham erklärte der Soziologe Thomas J. Scheff wegen ihrer Schlüsselrolle bei der Auslösung von Gewalt zu »*Master Emotions*«. ⁵⁷

Die zweite Dynamik entwickelte sich in Kontexten drohenden Kontrollverlusts und daher aus erheblicher Angst beziehungsweise »Konfrontationsanspannung«⁵⁸ heraus. Diese Prozesse waren mit einem extrem hohen Emotionslevel verbunden. Vor allem Ängste würden Soldaten peinigen: »die Angst davor, andere Menschen zu töten, sowie Angst davor, selbst verwundet und verstümmelt zu werden oder gar zu sterben [...], die Angst, sich lächerlich zu machen [...], die Angst, von den eigenen Offizieren bestraft zu werden, Angst, die eigene Seite im Stich zu lassen, Angst, als Feigling bezeichnet zu werden [...]«. ⁵⁹ Angst, so Collins, sei das Hauptmerkmal einer gewalthaften mikrosituationsbedingten Interaktion.⁶⁰ Diese extreme Anspannung könne sich in eine »Vorwärtspanik« entladen: »die gefährlichste soziale Situation überhaupt«. ⁶¹ Weder vermeintliche, zumeist retrospektiv vorgegebene Motive noch vorab geäußerte martialische Rhetorik könnten die zu einer Vorwärtspanik führenden Dynamiken erklären. Entscheidend seien vielmehr einige wenige Gewaltakteure, »*the violent few*«, die abgeklärter mit der Spannung umgingen, sich von Ängsten nicht bremsen ließen und die Gruppe mit sich zögen.⁶² Aber was wie eine Befreiung von den Ängsten scheinen könnte, die wie »Nebel« eine klare Wahrnehmung der Situation unmöglich machten, führe in der »Vorwärtspanik« nicht zu einem Zustand von Souveränität und Selbstbestimmtheit. Ganz im Gegenteil stelle sich ein Zustand von maximalem Kontrollverlust und Fremdbestimmung ein: »Wer aus der Anspannung in eine Vorwärtspanik abrutscht, ist in einen Tunnel eingefahren und kann nicht anhalten.«⁶³ Es ist – so beschrieben es andere Soziologen unter Rückgriff auf die Ritualforschung – eine »liminale

56 Matthias Häussler, *Der Genozid an den Herero. Krieg, Emotion und extreme Gewalt in Deutsch-Südwestafrika*, Weilerswist 2018, S. 28.

57 Thomas J. Scheff, *Bloody Revenge. Emotions, Nationalism, and War*, Boulder 1994, S. 39.

58 Collins, *Dynamik*, S. 36.

59 Ebd., S. 127 f.

60 Ebd., S. 43.

61 Ebd., S. 129.

62 Ebd., S. 89.

63 Ebd., S. 145.

Gewalttat in der Gruppe«.⁶⁴ Als Beispiel führt Collins den Bericht eines Truppenführers aus dem Vietnamkrieg an, der von einer Explosion von Emotionen, von einer »kollektive[n] emotionale[n] Entladung« sprach, die dazu führte, dass sich sein Zug »aus einer Gruppe disziplinierter Soldaten in einen brandschatzenden Mob« verwandelte, der auch dann seine Aggressionen nicht stoppte, als diese eigentlich keinerlei Sinn mehr hatten.⁶⁵ Es sind solche Kontexte, in denen Soldaten später von Zorn und Wut, Erregung und Rausch berichten. Wer daraus aufwache, könne sich später oftmals selbst nicht mehr erklären, warum man sich zu solchen Gräueltaten habe verleiten lassen.

2.4 Spezifika der emotionsgeschichtlichen Perspektive

Der retrospektive Blick auf die Gewalttaten gehört zu den weiteren Spezifika der emotionsgeschichtlichen Perspektiven, die in aller Kürze angedeutet werden sollen. Wer die Emotionen bei Gewaltakten ernstnimmt, wird ihre temporale Dimension in Rechnung stellen: Es gibt ein Vorher, ein Während und ein Danach. Wie die Gewalt erlebt und mit welchen Gefühlen sich daran erinnert wird, hängt vor allem davon ab, ob man Opfer oder Täter war. Dabei gehört die Langlebigkeit der Emotionen aus der Opferperspektive zu den besonders herausragenden Merkmalen. Bekannt sind diese Phänomene nicht zuletzt von Opfern von Folter oder sexuellem Missbrauch: Der unmittelbare physische Schmerz kann nach dem eigentlichen Gewaltakt schnell vergehen. Hingegen können emotionale Nachwirkungen die Opfer oftmals ein Leben lang plagen. Dabei ist diese Nachhaltigkeit der Emotion von Tätern dezidiert gewünscht: Terrorhandlungen sollen langfristig abschrecken, einschüchtern, gefügig machen – die Angst soll immer wiederkehren und den emotionalen Herrschaftstechniken eine möglichst lange Wirkmächtigkeit verleihen.

Dabei stehen Opfer gerade dann ihren Gefühlen ohnmächtig gegenüber, wenn aus Scham nicht freimütig über den Gewaltakt gesprochen werden

64 Bernhard Giesen, *Gewalt und Gefühl. Arbeitsgespräche des kulturwissenschaftlichen Kollegs der Uni Konstanz*, <https://www.exc16.uni-konstanz.de/uploads/media/Arbeitsgespraeche-Giesen-Gewalt-Gefuehl.pdf> [zuletzt abgerufen am 14.05.2024], siehe auch: Ders., *Zwischenlagen. Das Außserordentliche als Grund der sozialen Wirklichkeit*, Weilerswist 2010, S. 126–142.),

65 Zit. nach Collins, *Dynamik*, S. 135.

kann. So stehen die in den verschiedensten Kriegen seit der Frühen Neuzeit massenhaft erfolgten Vergewaltigungen in einem eklatanten Missverhältnis zur Anzahl von (Ego-)Dokumenten darüber. Wegen dieser prekären Quellenlage ist ein bedeutender Aspekt des illegitimen Gewalthandelns im Krieg – auch hinsichtlich seiner emotionalen Dimensionen – weiterhin untererforscht.

Dabei können Vergewaltigungen nicht zuletzt auf die einander überlagernden, auch emotionalen Funktionen von Gewaltakten im Allgemeinen und die der Vergewaltigung im Besonderen verweisen. So befriedigen sie einerseits den Trieb nach Beute und sexuellem Lustgewinn und lassen andererseits die Opfer zugleich die massive Demütigung spüren, die mit der Verdinglichung und Penetration ihrer Körper einhergeht. Der demonstrative Charakter der Demütigung richtet sich dabei nicht allein gegen das individuelle Opfer, sondern auch gegen diejenigen, die sich für seinen Schutz verantwortlich fühlen, also gegen die unmittelbaren Verwandten oder das unterlegene Kollektiv, respektive gegen den Staat. So wie anarchistische Gewaltakte als »Propaganda der Tat« verstanden werden sollten, beinhalteten auch diese Gewaltakte eine Botschaft – gerichtet an das unmittelbare Opfer, die *bystander* und die eigene Gruppe mit ihren Macht- und Maskulinitätserwartungen.⁶⁶

Illegitime Gewaltakte waren und sind unstrittige Machtdemonstrationen gegenüber Schwächeren. Aber das dadurch bei den Unterlegenen forcierte Gefühl des Ressentiments barg mit dem implizit angelegten Wunsch nach Rache einen Unruhefaktor, der die Macht der Sieger langfristig unterminieren konnte. Die Annexion von Elsass und Lothringen 1871 schürte ein solches Ressentiment, welches ein friedliches Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich bis zum Ersten Weltkrieg unmöglich machte.

66 Joanna Bourke, *Rape. A History from 1860 to the Present Day*, London 2007; Karen Engle, A Genealogy of the Centrality of Sexual Violence to Gender and Conflict, in: Fionnuala Ní Aoláin/Naomi Cahn/Dina Francesca Haynes/Nahla Valji (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Gender and Conflict*, Oxford 2017, S. 132–144; Regina Mühlhäuser, Sexuality, Sexual Violence, and the Military in the Age of the World Wars, in: Karen Hagemann/Stefan Dudink/Sonya O. Rose (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Gender, War, and the Western World since 1600*, Oxford 2020, S. 539–560; Inger Skjelsbæk, *The Political Psychology of War Rape. Studies from Bosnia and Herzegovina*, London 2012. Zu Vergewaltigungen von Ukrainerinnen im aktuellen Krieg siehe Konrad Schuller, »Zieh dich aus, ich bring dich um«. Sexuelle Gewalt in der Ukraine, in: faz.net, 07.02.2024, <https://www.faz.net/aktuell/politik/ausland/sexuelle-gewalt-durch-russische-besatzer-zwei-ukrainerinnen-berichten-19492105.html?premium=Ox414c0141598745c5948a38bc6fba361b0672b187fce1016001e0149be8770dfe> [zuletzt abgerufen am 14.05.2024].

Dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 kommt für die Geschichte des Kaiserreichs eine fundamentale Bedeutung zu. Isabel Hull sieht in ihm nicht zuletzt den Ursprung eines deutschen Pfades exzessiver Gewalt, der über Südwestafrika bis nach Auschwitz führte. Schon wegen dieser Relevanzzuschreibung soll im Folgenden stichprobenartig aufgezeigt werden, inwieweit sich die bisher skizzierte integrierte Emotionsgeschichte illegitimer Gewalt für den Krieg 1870/71 fruchtbar machen lässt.

3. Emotionen, illegitime Gewalt und der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71

Emotionen spielten eine entscheidende Rolle beim Kriegsausbruch, während des Krieges bei einzelnen Gewaltakten selbst sowie in Deutungen und Entwicklungen nach dem Krieg. Die für eine umfassende integrierte Emotionsgeschichte typische temporale Dimension lässt sich hier ebenso leicht nachweisen wie die Verflechtungen der drei Ebenen. Die emotionalen Bedingungen der Makroebene waren entscheidend für die Kriegsgenese und wichtig für die Mesoebene emotionaler Faktoren der Militärkultur. Die in situativen Konstellationen der Mikroebene während des Kriegs wiederum kumulierten Erfahrungen kollidierten mit den aus der Mesoebene resultierenden Erwartungen und trugen dadurch zur Neujustierung der emotionalen Militärkultur bei. Damit ergänzt ein emotionsgeschichtlicher Blick die Thesen von Isabel Hull. Diese hatte herausgearbeitet, dass die aus der konkreten Kriegspraxis 1870/71 heraus entstandenen Institutionen und Praktiken wie der Generalstab, die Auftragstaktik und der Umgang mit Zivilisten die deutsche Militärkultur fortan prägten. Doch Emotionen spielten bei dieser neuen Militärkultur eine wichtige Rolle. Da für diese Entwicklungen der Einfluss der emotionalen Makro- und Mikroebene auf die Mesoebene der Militärkultur entscheidend war, stehen im Folgenden der Kontext als Makroebene und die Gewalthandlungen aus Verbitterung als Mikroebene im Vordergrund.

3.1 Der Kontext: Das verletzte Ehrgefühl als Grund für den Krieg

Die Ehre war – wie oben ausgeführt – die Leitemotion des 19. Jahrhunderts und wurde letztlich klassenübergreifend für Aristokraten, Bürger und selbst unterbürgerliche Schichten zum Orientierungsmuster mit hohem Verpflichtungscharakter.⁶⁷ Grundsätzlich war mit ihr der Anspruch verbunden, Emotionen rigoros zu kontrollieren und Gewalt dadurch in strikt ritualisierte Formen abzudrängen. Eine besondere Sprengkraft barg die Ehre allerdings in Verbindung mit dem aufkommenden Nationalismus im 19. Jahrhundert. Zwischenstaatliche Konflikte wurden als kollektive Großduelle gesehen. Deshalb war die Bereitschaft groß, Kriege zu beginnen, wenn sich der Eindruck öffentlich verfestigte, die eigene Nation sei beleidigt worden. Bismarck beteuerte schon Mitte des 19. Jahrhunderts, dass Kriege zu führen seien, wenn sich anders die Ehre nicht retten ließe. Dies für reine Rhetorik zu halten, hatten seine Zeitgenossen schon deshalb keinen Anlass, weil Bismarck auch für die eigene Ehre bereit war, im Duell sein Leben zu riskieren.⁶⁸

Im Juli 1870 waren es vor allem die Franzosen, die aus dem Gefühl verletzter Ehre heraus vehement auf einen Krieg gegen Preußen drängten.⁶⁹ Napoleon III. räumte gegenüber dem eigenen Ministerpräsidenten offen ein, dass man einen anderen »richtigen Kriegsgrund« nicht habe, aber sich dennoch für den Krieg werde entscheiden müssen.⁷⁰ Einzuordnen ist das in den Kontext des sich mit dem Krieg von 1866 verschiebenden europäischen Mächtegefüges. Napoleon III., dessen bonapartistisches Regime auf

67 Das Interesse nicht-bürgerlicher Schichten an der Ehre zeigt sich nicht zuletzt an den Prozessen, die angestrengt wurden, um die Aberkennung von Ehrenrechten anzufechten, vgl. Timon de Groot, *Citizens into Dishonored Felons. Felony Disenfranchisement, Honor, and Rehabilitation in Germany, 1806–1933*, New York City 2023.

68 So nahm Bismarck 1852 die Herausforderung des liberalen Abgeordneten von Vincke zum Pistolenduell an, ungeachtet des Umstandes, dass rund ein Drittel dieser Begegnungen tödlich endeten. Selbst der Umstand, dass seine Frau damals mit dem dritten Kind schwanger war, hielt ihn nicht davon ab, das Risiko einzugehen. Vgl. Frevert, *Ehrenmänner*, S. 194 und 208 f. Um die Jahreswende 1869/70 bangte er um das Leben seines Sohnes Herbert, der aus einem Duell mit einer schweren Kopfwunde herausgegangen war, vgl. Robert von Keudell, *Fürst und Fürstin Bismarck. Erinnerungen aus den Jahren 1846 bis 1872*, Berlin/Stuttgart 1901, S. 420.

69 Zu den Details vgl. Birgit Aschmann, Ehre. Das verletzte Gefühl als Grund für den Krieg. Der Kriegsausbruch 1870, in: Dies. (Hrsg.), *Gefühl und Kalkül. Der Einfluss von Emotionen auf die Politik des 19. und 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 2005, S. 151–174; Aschmann, *Preußens Ruhm*, S. 289–467.

70 Zit. nach Aschmann, *Ehre*, S. 151.

Popularität durch außenpolitische Erfolge angewiesen war, hatte durch die diplomatischen Erfolge nach dem Krimkrieg das internationale Ansehen Frankreichs zunächst steigern können. Doch der machtpolitische Aufstieg Preußens nach dem Sieg über Österreich und durch die Bildung des Norddeutschen Bundes konterkarierte die französischen Ansprüche auf europäische Vorherrschaft. Weil sich die französische Regierung 1866 vollkommen verkalkuliert hatte, blieb die Erinnerung an Preußens Sieg bei Königgrätz als »Schmach von Sadowa« im kollektiven Gedächtnis der französischen Nation haften. Dass Preußen weitere territorialpolitische Konzessionen an Frankreich verweigerte, wurde in Frankreich als massive Brüskierung empfunden. Als vor diesem Hintergrund Anfang Juli 1870 plötzlich bekannt wurde, dass sich der Sigmaringer Hohenzollernprinz Leopold auf das Angebot eingelassen hatte, den seit der Revolution von 1868 vakanten spanischen Thron zu übernehmen, waren die Vertreter der französischen Politik und Öffentlichkeit sofort bereit, die Thronkandidatur als Versuch der machtpolitischen Herabsetzung und symbolpolitischen Demütigung Frankreichs zu interpretieren. Unmittelbar nach dem »Platzen der spanischen Bombe« am 3. Juli 1870 entluden sich in Paris so heftige antipreußische Emotionen, dass nachgerade von einer politischen Vorwärtspanik gesprochen werden könnte. Die Bevölkerung von Paris, die Presse, die Abgeordneten, die französische Regierung und das Kaiserehepaar waren allesamt zutiefst aufgewühlt und übertrafen sich in Empörungsgesten. In wechselseitigen Rückkoppelungsprozessen potenzierten sich die Emotionen bis dahin, dass sowohl Napoleon als auch sein Außenminister fürchteten, die Kontrolle über das Geschehen zu verlieren. Noch nie, berichteten deutsche Diplomaten aus Paris, habe man die französische Kammer in einem solchen Zustand der Erregung erlebt.⁷¹ Die Flucht nach vorne bestand darin, dass die französische Regierung die Thronkandidatur öffentlich zu einer Frage der französischen Ehre erklärte. Damit aber waren Verhaltenserwartungen mit hohem Verbindlichkeitsgrad verbunden, mit denen Frankreich sich – zum Erstaunen Bismarcks – die eigenen Handlungsspielräume rigoros einengte. Die Erwartung, dass auf die vermeintliche preußische »Ohrfeige« nun eine sichtbare Demütigung Preußens folgen müsse, führte dazu, dass selbst der Verzicht

71 Vgl. u. a. Schreiben von Baron von Werther, Botschafter in Paris, an Bismarck, 04.07.1870, sowie Bericht des Geschäftsträgers von Solms an das Auswärtige Amt, 06.07.1870, in: Robert Howard Lord (Hrsg.), *The Origins of the War of 1870. New Documents from the German Archives*, Cambridge 1924, S. 122–135.

der Sigmaringer auf die Thronkandidatur am 12. Juli nicht mehr ausreichte, die Gemüter in Frankreich zu beschwichtigen. Doch indem nun von Kaiser Wilhelm eine öffentliche Entschuldigung sowie die Versicherung eingefordert wurde, niemals wieder einer solchen Kandidatur zuzustimmen, hatten die Franzosen nicht nur ihre Position falsch eingeschätzt, sondern Bismarck die Gelegenheit geboten, mit der Emser Depesche das Heft des Handelns wieder in die Hand zu bekommen – was ihm mit dem unabgesprochenen Verzicht auf die Kandidatur zuvor entglitten war. Mit der Emser Depesche gelang Bismarck das Kunststück, dass sowohl Franzosen als auch Deutsche glaubten, in ihrer nationalen Ehre vom jeweils anderen beleidigt worden zu sein. Gemäß den verpflichtenden Normen der Ehre waren damit endgültig die Weichen für den Krieg gestellt. Absurderweise zeigten sich beide Seiten überzeugt, alles für den Frieden getan zu haben, jetzt aber nicht anders zu können – zumal der Gegner ihnen den Krieg aufzwingte. Weil die Franzosen am 19. Juli in Berlin die Kriegserklärung überbrachten, hatten die deutschen Truppen offenkundig noch mehr Berechtigung, daran zu glauben, dass sie – wie Bismarck beteuerte – zur Verteidigung »der nationalen Ehre und der Freiheit Deutschlands« ins Feld zögen, weshalb die Sache gerecht sei und Deutschland »vertrauensvoll auf den Beistand Gottes hoffen« dürfe.⁷²

Doch die Kriege der Moderne waren keine Duelle. Die hochfliegenden Gefühle und optimistischen Erwartungen kollidierten nur zu bald mit der ernüchternden Kriegsrealität.

3.2 Die Gewaltsituationen in Frankreich 1870/71: Angst und Erbitterung

Schon 1867 war vielen klar, dass ein kommender nationaler Krieg überaus brutal sein würde.⁷³ Dass der Ehrdiskurs ungeachtet dieses Wissens von kommenden Brutalitäten mit seinen legitimierenden und mobilisierenden Funktionen die Hemmschwelle zum Krieg absenkte, gehört zu seinen tragischen Wirkungen. Die konkreten Folgen hatten diejenigen zu tragen, die nun plötzlich mit den deutschen Armeen nach Frankreich zogen und ihr Leben riskierten bzw. sich der konkreten Gewalterfahrung aussetzten.

72 Runderlass Bismarcks an die Missionen, 18.07.1870, in: Bismarck GW 6b, S. 394 ff, S. 397.

73 Vgl. zur Prognose eines brutalen Kampfes *Augsburger Allgemeine Zeitung*, 30.04.1867. Dabei hatte dieselbe Zeitung schon darauf hingewiesen, dass es ein rationales Kriegsziel eigentlich gar nicht gebe, vgl. *Augsburger Allgemeine Zeitung*, 28.04.1867.

Wie sich die Soldaten in den deutschen Armeen angesichts dieser Gewalterfahrung genau verhielten, also ob beziehungsweise in welchem Ausmaß sie ihrerseits über das »legitime Maß« hinaus Gewalt ausübten oder ob sie womöglich auch versuchten, derartige Eskalationen nach Kräften zu vermeiden, ist bislang wenig erforscht.

Isabel Hull hat einerseits auf massive Gewaltaktionen gegenüber Zivilisten verwiesen, andererseits hervorgehoben, dass das Ausmaß dieser Gewalt nicht überbetont werden dürfe. Wie sich pazifizierende und eskalierende Maßnahmen zueinander verhielten, wird von der im Rahmen der Forschungsgruppe »Militärische Gewaltkulturen« entstehenden Promotion zur exzessiven Gewalt im Krieg von 1870/71 untersucht. Dabei gibt es Gründe anzunehmen, dass zu Beginn zunächst durchaus darauf gesetzt wurde, einen gehegten Krieg auch im fremden Land zu führen. So konnte der Bearbeiter des Projektes, Jan-Martin Zollitsch, bereits herausarbeiten, dass mit der Feldgendarmerie in der preußischen und bayerischen Armee zu Beginn des Krieges eine neue Einheit geschaffen wurde, die in den besetzten Gebieten für Sicherheit sorgen sollte. Konkret lautete der Auftrag, die eigenen Truppen disziplinarisch einzuhegen und die Zivilgesellschaft des besetzten Landes vor Übergriffen deutscher Soldaten zu schützen. Als »Schutzengel der civilen Bevölkerung des feindlichen Landes« und als »Schrecken des plünderungssüchtigen Soldaten«⁷⁴ wurde die Feldgendarmerie im August 1870 in der preußischen Presse gerühmt.

Doch dieser Anspruch wurde schnell von der Realität eingeholt. Der Feldgendarmerie gelang es nicht, exzessive Gewaltpraktiken zu verhindern. Diese lassen sich nicht zuletzt aus dem Zusammenhang von Erwartung und Enttäuschung erklären.

Die Erwartungen der Soldaten, die sich aus den Erfahrungen der zurückliegenden, kurzen Kriege von 1864 und 1866 speisten und durch die hochfliegenden Emotionen von Stolz und Ehre aus den öffentlichen Diskursen im Juli 1870 geprägt waren, wurden nur zu bald im Realitätsschock zerrieben. Sowohl die großen Schlachten am Anfang als auch der »kleine Krieg« am Ende des Deutsch-Französischen Krieges liefen den Vorstellungen von ehrenhaftem Kämpfen und Sterben diametral zuwider. Anders als im Duell manifestierte sich die Kriegsgewalt weder als eingehegt noch als kontrolliert. Die Verluste auf den großen Schlachtfeldern waren durch den Einsatz moderner Technik enorm. Die neue Tötungsmaschinerie entmenschlichte Täter

74 Vgl. *Kölnische Zeitung*, 17.08.1870, zitiert bei Zollitsch.

wie Opfer. Soldaten berichteten später, dass sie über Leichen hätten steigen müssen, »denen die Granaten den ganzen Kopf weggerissen hatten«. ⁷⁵

Die fundamentale Zäsur erlebte der Krieg, als nach dem deutschen Sieg von Sedan am 2. September 1870 zwar das kaiserlich-französische Heer kapitulierte, der Krieg aber mit neuer Dynamik weitergeführt wurde. Dadurch, dass in Paris nun zum Volkskrieg aufgerufen wurde, veränderte sich die militärische, aber auch die emotionale Grammatik. Weil die neue Regierung unter Léon Gambetta nicht zuletzt auf den Widerstand der französischen Zivilbevölkerung setzte, kam dieser plötzlich eine zentrale Rolle zu. Der nun einsetzende »kleine Krieg« war für die deutschen Armeen des 19. Jahrhunderts eine völlig neue Erfahrung. Dass einst die preußische Bevölkerung in den antinapoleonischen Kriegen mit ähnlichen Appellen zur Volksbewaffnung gegen die Franzosen im Land aufgewiegelt werden sollte, war erstens lange her, und zweitens waren die Pläne – anders als in Spanien – nicht in die Praxis umgesetzt worden. Der Guerillakrieg bedeutete vor allem, dass zwischen Kombattant und Zivilist nicht mehr eindeutig unterschieden werden konnte. Das Verhalten der französischen Landbevölkerung schien unberechenbar zu werden. Die Regeln, nach denen – gemäß der Vorstellungen des damaligen deutschen Offizierskorps – Krieg geführt werden sollte, waren außer Kraft gesetzt. Die dadurch wachsende Unsicherheit mündete nun in eine neue Dimension von Angst. ⁷⁶

Angst vor dem eigenen Tod hatte die Soldaten bereits in der ersten Phase vor Sedan geplagt. Als der Unteroffizier Graefinghoff Anfang August 1870 mit seiner Truppeneinheit nach Frankreich einrückte und schauernd die ihm entgegenkommenden Wagen mit Verletzten realisierte, ging ihm die Frage durch den Kopf: »Und wer weiß, wie viele Stunden noch vergehen werden, bis man auch mich so fortbringt, oder in das große Grab legt [...]!« Doch den bedrückenden Befürchtungen begegnete er sofort mit einer performativen Beschwörung soldatischer Tapferkeit: »[I]ch werde nicht Furcht

⁷⁵ So der Unteroffizier Graefinghoff, der als Einjährig-Freiwilliger mit dem 3. Bataillon des Ostpreußischen Füsilier-Regiments von Köln aus im August 1870 nach Spichern gekommen war. Die tagebuchartigen Aufzeichnungen hat Jan-Martin Zollitsch im Handschriftenbestand der Bayerischen Staatsbibliothek gefunden. Zollitsch arbeitet im Kontext der Forschungsgruppe zu militärischen Gewaltkulturen an seiner Dissertationsschrift zur deutschen Gewalt im Krieg 1870/71. Die detaillierten Quellennachweise zu den im Folgenden präsentierten Zitaten siehe Jan-Martin Zollitschs Beitrag in diesem Band.

⁷⁶ Siehe dazu schon Walter Laqueur, *Weimar. Die Kultur der Republik*, Frankfurt a. M. 1976, S. 85 f.

haben!«⁷⁷ Doch gerade die Beschwörungen verwiesen auf die von Collins im Umfeld von Kämpfen beobachteten Konfrontationsanspannung und Ängste. So gab es schon im August 1870 Konstellationen, in denen sich die Angstspannung situativ in Momenten aggressiven Kontrollverlusts entlud, die Collins als »Vorwärtspanik« bezeichnet hat. So wurde ein französischer Zivilist, der offenbar auf deutsche Verwundete geschossen hatte, nicht nur gelyncht, auch die Leiche wurde geschändet. Die »gereizten Leute in ihrer Wuth«, berichtete Graefinghoff, hatten den Körper wie ein Sieb durchlöchert und den Leichnam, »von oben bis unten voll Koth«, mit einem durch den Mund gezogenen Fleischhaken an einer Stange aufgehängt.⁷⁸

Auch in der zweiten Phase des Krieges nach Sedan kam es immer wieder vor, dass deutsche Soldaten in Rage und Rausch gerieten, wenn sie Rache an Franzosen übten, die für Anschläge auf die deutschen Besatzungstruppen verantwortlich gemacht wurden. Mehrheitlich aber nahmen diese Sanktionsmechanismen inzwischen geregeltere Formen mit anderen Emotionen an. Gerade im Umgang mit diesen Sanktionspraktiken lassen sich die Aushandlungsprozesse zwischen »legal« und »legitim« verfolgen. So bildete sich erst allmählich eine Rechtspraxis heraus, in deren Folge das Niederbrennen von Häusern oder Dörfern, das Geiselnehmen und der Einsatz von Geiseln als menschliche Schutzschilder zur Sicherung von Bahntransporten schließlich als »Kriegsbrauch« anerkannt wurden. Der Widerspruch dagegen, der sich vereinzelt in den Archiven finden lässt, spricht dafür, dass derartiges trotz Gutheißung »von oben« doch als »illegitim« empfunden wurde. So fiel es Bismarck aus sicherer Entfernung offenbar leicht, Exekutionen einzufordern, während Verantwortliche vor Ort im Zweifelsfall eher bereit waren, Gnade walten zu lassen.⁷⁹ Als emotionale Entsprechung für diesen Widerwillen, exzessive Gewalt auszuüben, lässt sich die Konjunktur des Gefühls der »Erbitterung« begreifen. Kaum ein anderes Gefühl wird derart häufig in den Ego-Dokumenten der Soldaten und der Berichterstattung erwähnt – und zwar offenbar mit der Absicht, exzessive Gewalt zu erklären. »Die Erbitterung der deutschen Soldaten«, stand am 10. Dezember 1870 im Augsburger Tagblatt, »steigert sich inzwischen von Tag zu Tag«. »Nachsicht

77 Tagebucheintrag von Graefinghoff, siehe Jan-Martin Zollitschs Beitrag in diesem Band.

78 Ebd.

79 So ist Bismarcks Randbemerkungen an einem Bericht des Zivilkommissars beim General-Gouvernement von Reims, Carl Prinz zu Hohenlohe, zu entnehmen, dass der Kanzler härtere Strafen, nicht zuletzt die Todesstrafe statt Geldstrafen befürwortete. Hingegen warnte der zivile Beamte vor den eskalierenden Folgen exzessiver Gewalt. Näheres siehe Zollitsch in diesem Band.

und Langmuth« hätten ein Ende gefunden, der deutsche Soldat handele jetzt wie »der erzürnte Sieger«. ⁸⁰ Die »Zeit der großen Emotionen«, so der Kriegsberichterstatter Hans Wachenhusen im November 1870, sei vorbei. ⁸¹ Die immer wieder zitierte »Erbitterung« steht repräsentativ für die doppelte Enttäuschung, die mit dem Krieg von 1870/71 einherging: die Enttäuschung, dass sich die Gegner im Krieg nicht an die Spielregeln der Ehre hielten, und die Enttäuschung darüber, dass das eigene Verhalten ebensowenig diesen Regeln der Ehre entsprach. Die Realität des »kleinen Krieges« nach Sedan ließ damit nicht nur das heroische Bild vom Krieg erodieren, sondern auch das Selbstbild des zivilisierten deutschen Soldaten.

Schluss

Die konkreten Gewaltsituationen (vorzugsweise bei Rache- sowie Strafmaßnahmen), in denen immer wieder das Gefühl der Erbitterung thematisiert wurde, wirkten erheblich auf das Kriegs- und Gewaltverständnis des Militärs und damit zugleich auf die hier so verstandene emotionale Mesoebene zurück. Für die Zeit nach dem Krieg wurden damit nicht nur die Ressentiments der Franzosen bedeutsam, die die Gewaltmaßnahmen deutscher Soldaten ins kollektive Gedächtnis überführten und Revanche forderten, womit der Frieden von 1871 zu einem langen Waffenstillstand wurde. Aus den emotionalen Erfahrungen des Kriegs gingen auch für die deutsche Militärkultur langfristig wirksame emotionale Prädispositionen hervor, die den Deutsch-Französischen Krieg einerseits mit dem Kolonialkrieg in Deutsch-Südwestafrika, andererseits mit dem Ersten Weltkrieg verbanden. Für eine nähere Analyse ist hier kein Platz. Doch bezeichnenderweise widmete Matthias Häussler in seiner emotionsgeschichtlichen Studie zum Genozid an den Herero den »Dynamiken des Kleinen Krieges und Brutalisierungen« ein eigenes Kapitel. Auf genau zwei Brutalisierungsdynamiken geht er ein: die »Brutalisierung aus Angst« und die »Brutalisierung aus Verbitterung«. ⁸²

⁸⁰ So das *Augsburger Tagblatt*, 10.12.1870, S. 5899, zitiert bei Zollitsch.

⁸¹ So das publizierte und breit rezipierte Kriegstagebuch von Hans Wachenhusen, der als Kriegsberichterstatter im November 1870 mit dem XIII. Armeekorps im Raum von Paris, Le Mans und Orléans stationiert war. Vgl. Zollitsch.

⁸² Häussler, *Genozid*, S. 233–281.

Das Zusammenspiel der Vergegenwärtigung von Verhaltensmustern der Angst und Verbitterung im afrikanischen Kolonialkrieg einerseits und die Erinnerung an die Erfahrungen aus dem Krieg von 1870/71 andererseits dürfte entscheidend dabei gewesen sein, dass sich der »Mythenkomplex« zum Franktireur-Krieg herausbilden konnte. Dieser wiederum spielte eine zentrale Rolle bei der Genese der Gewaltexzesse in Belgien zu Beginn des Ersten Weltkriegs.⁸³ Ob damit emotionsgeschichtlich ein »deutscher Sonderweg der Gewalt« belegt werden kann, ist allerdings überaus fraglich. Zum einen schaffen emotionale Dispositionen nur Plausibilitäten, aber keine Zwangsläufigkeiten, zum anderen ergibt sich gerade aus der Handlungsdynamik aus Angst und Verbitterung keine gerade Linie hin zur bürokratischen Brutalität des Holocaust. Vielmehr zeigen gerade die jüngsten Entwicklungen des 21. Jahrhunderts in Butscha, in Israel oder im Gazastreifen, dass es offenbar viele internationale Wege der Brutalisierung gibt. Wer diese besser verstehen will, ist gut beraten, auch eine Emotionsgeschichte der Gewalt in die Analyse zu integrieren – selbst wenn die »undurchdringliche Dunkelheit« der Gewalt auch damit niemals wirklich ausgeleuchtet sein wird.

83 John Horne/Alan Kramer, *German Atrocities, 1914. A History of Denial*, New Haven 2001.